Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Adolf Frey : zum 60. Geburtstag
Autor: Beyel, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750246

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ADOLF FREY

ZUM 60. GEBURTSTAG

Wenn einem Manne wie Adolf Frey das sechzigste Jahr sich rundet, will die literarische Mitwelt, ob ihr dieser Name vertraut oder fremder ans Ohr tönt, die Stunde nicht vorbeigehen lassen, ohne in rückschauender Sammlung von der einzelnen Leistung des Tages hinweg nach dem Zusammenhang eines solchen Lebenswerkes auszublicken und seinem Grundgehalt nachzuspüren. Nicht als ob die Arbeit eines noch mitten im Schaffen Stehenden schon in den historischen Rahmen der Zeit eingespannt und bereits endgültig gewogen werden könnte. Aber über die schablonenhaften Stichworte: „Schweizerischer Dichter und Literarhistoriker, schrieb das und das" zur Erkenntnis seiner geistigen Organisation vorzudringen und nach dem Wesen dieser Persönlichkeit zu fragen, mag bei einer so festlichen Jahrzahl erlaubt sein.

Das Profil des Dichters und Forschers können wir uns fürs erste in groben Umrissen vors Auge rufen, wenn wir jenen Komplex von Eigenschaften und Fähigkeiten gegenwärtig halten, für den sich, nicht ganz eindeutig und umfassend genug, die Bezeichnung Wirklichkeitsfreude eingebürgert hat: ein gerade den Schweizertypus kennzeichnendes Vermögen, Kern und Wesen der Wirklichkeiten ruhig und scharf zu erfassen und sich dieser bunten Spiegelung der Welt behaglich hinzugeben. Ins Dichterische übersetzt bedeutet eine solche Veranlagung die Lust am Beobachten, Schildern, am Nachbilden der Außenwelt, am epischen Erzählen, viel eher als am lyrischen Ausströmen und Symbolisieren innerer Seelenstimmung, wie am dramatischen Akzentuieren einer bewegten Handlung. Steht man dabei mit festen Füßen auf der greifbaren Erde, so braucht man deswegen noch nicht an ihrer Schwere haften zu bleiben; aber wirklichkeitserfüllt werden freilich auch die Träume und Phantasien sein, wie etwa Gottfried Keller, an den man dabei in erster Linie denkt, die Poesie als Wirklichkeit in größerer Fülle aufgefasst wissen wollte.

In der Forschung wird sich die Wirklichkeitsfreude als das Verlangen und Vermögen ausweisen, lieber Tatsachen und Geschehnisse zu ergründen und wiederzugeben als nach einer begrifflichen Formel für ihr Wesen zu fahnden und die historischen Zu-

sammenhänge ideenhaft aufzubauen. Aus der bezeichnenden Gebärde wird eine solche Anschauungskraft die seelischen Inhalte des Menschen zu deuten versuchen und das Innere durch ein Äußeres, darstellend, erzählend, nicht etwa mit gedanklich festgelegten Bezeichnungen aus der Psychologie klar machen.

Zu diesem Sinn für das Tatsächliche, dem scharf und gesund blickenden Auge, gesellt sich bei Frey eine ungewöhnliche Darstellungskunst, eine bewundernswerte Gabe, die empfangenen Eindrücke mit Hilfe des Wortes schön und anschaulich wiederzugeben und zu einem kunstvollen Ganzen zu runden. Man mag dabei an einen andern schweizerischen Kunstforscher denken, an Jakob Burckhardt, dessen dichterische Begabung zu einem jugendlichen, freilich bald wieder bereuten Ausflug ins Reich der Poesie verlockt hatte und der in allen seinen Schriften als ausgesprochener Künstler und Meister des Wortes dasteht.

Eine derartige Verbindung von künstlerisch-produktivem Schaffen und wissenschaftlich-reflektierendem Erkennen ist ja in den Kunstwissenschaften nichts ganz und gar Ungewöhnliches. Wie gleichmäßig sich bei Frey die beiden Kräfte die Wage halten, zeigt der Umstand, dass sich sein Leben nicht in eine dichterische und in eine wissenschaftliche Periode einteilen lässt, denn nach der Haller-Biographie etwa erscheinen die Gedichte, zwischen den Erinnerungen an Keller und den Arbeiten über Meyer stehen Erni Winkelried und der Totentanz, das Böcklin- und das Kollerbuch trennen Studien über Lessing und Schiller und auf die Jungfer von Wattenwil und die neuen Gedichte folgt das inhaltsreiche Bändchen Schweizer Dichter. Und doch ist das Verhalten zum Rohstoff hier und dort ein grundsätzlich verschiedenes: das eine Mal soll er künstlerisch geformt, das andere Mal wissenschaftlich erkannt werden.

Diese zwiefache Einstellung der Kunst gegenüber, die man als Schaffender selber bereichert und dann wieder als Historiker kritisch untersucht, mag die Arbeit des Forschers erleichtern und gleichzeitig wieder erschweren. Denn wer selber ein Formideal mit ganzer Seele zum Ausdruck bringen möchte, wird den Weg zur objektiven und historischen Betrachtung auch des künstlerisch Wesensfremden nicht ohne Schmerzen und Opfer finden können. Aber auf der andern Seite gibt ihm die eigene Werkstatt eine Fülle wertvoller technischer Einsichten, Kunstgriffe und Maßstäbe mit; er weiß, was schwer und

leicht ist und vermag mit sicherer Hand die künstlerischen Qualitäten zu greifen. Nicht den Mitteilungen Dritter braucht er die Psychologie des Kunstschaffens abzulauschen: er kann aus Selbstbeobachtung und eigenem Erleben sein Material holen.

Mit solcher Einstellung an Freys Schöpfungen heranzutreten und die allgemeinen Leitgedanken im einzelnen weiterzuführen und zu erhärten, mag die Erkenntnis seines Wesens vertiefen und ausbauen. Schon aus den mehr als eineinviertel Hundert Gedichten, die Frey 1886 zu einem Bande vereinte, leuchten, wenn auch noch nicht in ausgereifter Vielseitigkeit und Stärke, seine künstlerischen Gaben und Vorzüge. Mit Staunen gewahrt man eine nicht alltägliche Höhe und Sicherheit in Maß, Form und Geschmack, eine glückliche Hand in der Wahl wirksamer Motive und die sorgsamste Durcharbeitung der poetischen Vorwürfe. Der plastischen Bildkraft paart sich musikalischer Wohllaut, dem starken und vieltönigen Gefühl eine bewegliche und erfindungsreiche Phantasie. Mit der Kraft und Liniensicherheit eines C. F. Meyer sind in den Balladen und Romanzen historische Gestalten und Geschehnisse zu eindrucksvollen Bildern verdichtet und nicht bloß in den Liedern eines Freiharstbuben flammt altschweizerischer Trutzruf und Kampfton auf. Damit verbindet sich ein heroischer Zug, dem wir bis zur Heldengeschichte der Katherine von Wattenwil nachspüren können.

Jenes herrliche Motiv, das in den Totentanzbildern des Mittelalters einen so ergreifenden Ausdruck gefunden: wie der Sensenmann mit schadenfrohem Grinsen unter den Lebenden Ernte hält, wird hier, von der malerischen in die dichterische Sphäre versetzt, leise angeschlagen, um dann ein Jahrzehnt später als Thema einer eigenen Gedichtfolge zu erscheinen, die durch Fülle und Besonderheit der Gesichte zu Holbeins Totentanz ein merkwürdiges Gegenstück aus der Zeit der Eisenbahnen darstellt. Da und dort grüßen zum Zeichen, dass auch dieser moderne Totentanz auf schweizerischem Boden erwachsen, die Schneehäupter herein: wer vergäße das Bild, wie der Tod auf dem Sarg des Älplers rittlings steuernd im Schneegesaus zu Tal fährt? Echt bodenständige Töne, diesmal auch in der Sprache der Heimat, schlagen die „füfzg Schwizerliedli“ der Sammlung *Duss und underm Rafe* an, alle frisch und sangbar und doch in Ton und Haltung mannigfach abgestuft.

Was seit der ersten Sammlung an Gedichten gewachsen, hat

Frey vor zwei Jahren zu einem neuen Bändchen vereinigt. Besonderer ist Stoff und Form geworden; nicht mehr in erster Linie rhythmisches Gleichmaß und Glätte, sondern Prägnanz und aparte Leuchtkraft erstreben diese, zu einem guten Teil reimlos gewordenen Dichtungen. Wieder findet der Dichter für Liebe und Leid, Sehnsucht und Freude echt lyrische Töne und weiß die Natur in kühnen Visionen einzufangen, die an Böcklins farbige Mythen gemahnen. Die Balladen und Romanzen lösen jetzt idyllische und schelmisch-satirische Stoffe und Klänge ab, die Freys feinem und behaglichem Humor besonders gut liegen.

In diese reifen Schöpfungen hat der Dichter auch jene wuchtig ergreifenden Verse *1813,* das in Hegars Komposition durch ganz Deutschland gesungene Preislied des vorletzten Jahres und den anmutigen, gedankentiefen Prolog zur Weihe des neuen Zürcher Kunsthauses eingereiht. Dass ein, mit dem literarischen und akademischen Leben seiner Heimat so eng verbundener Künstler wie Adolf Frey, dann und wann ein festliches Ereignis durch ein poetisches Wort zu weihen gebeten wird, kann nicht wundernehmen. Es wäre eine Aufgabe für sich, an dieser stattlichen Reihe von Gelegenheitsdichtungen zu zeigen, was ein Dichter auch aus alltäglichen und oft undankbar spröden Vorwürfen zu machen versteht und bis zu welchem Gipfel — man denke an die Kantate zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Zürich — ihm hier emporzusteigen vergönnt ist.

Bei anderen Gedenktagen der vaterländischen Geschichte wollte Frey von der Bühne die Festgemeinde bewegen. Für die Bundesfeier 1891 schuf er eine Reihe kleiner Festspiele, die in späteren Auflagen noch durch neue erweitert wurden, und eine Folge von ähnlichem Umfang entstand zum fünfhundertfünfzigsten Jahrtag des Eintritts von Zürich in den Bund der Eidgenossen. Beidemal gibt er nicht eine zusammenhängende, oft nur allzu mühsam aufgerichtete Festspielhandlung, sondern einzelne, besonders typische und wirkungsvolle Brennpunkte des geschichtlichen Verlaufs. Geschickt wird die Handlung unter einige Hauptgestalten verteilt und so gewählt, dass sie ohne zu großen szenischen Aufwand Figuren und Kräfte der einzelnen Zeitalter wiederspiegelt. Wirkungsvolle Abschlüsse, dekorative Bühnenbilder und ein Vermeiden tragischer Ausgänge wahrt den Festspielcharakter innerhalb künstlerischer Grenzen.

Dass der Kunst Freys ein solches Verdichten zu einzelnen farbigen Zeitporträts näher liegt als das Ausspinnen einer langen dramatischen Handlung, zeigt der Fünfakter *Erni Winkelried,* dem auch die glückliche Verbindung der Heldenaktion mit einem Liebesmotiv nicht die gehörige Fülle und Bewegung zu geben vermag.

In ganzer Reife offenbart dann diese Bildkraft, der sich hier wie immer bei Frey auch eine bewundernswerte Sprachkunst zugesellt, der historische Schweizerroman *die Jungfer von Wattenwil.* Jedes Wort, jede Wendung ist mit subtilster Kunst erwogen und geformt und die Handlung, dem Verfahren der Festspiele vergleichbar, in einzelnen leuchtenden Bildern plastisch herausgemeißelt. Nicht irgend eine These des Tages zu entwickeln oder ein Seelenproblem auszudüfteln war des Dichters Streben, sondern als guter Epiker erzählt er mit echter Freude am Gegenständlichen und einem scharfen Auge für das Originelle der damaligen Zeit ein Heldenleben, dessen Besonderheit darin liegt, dass eine weibliche Gestalt das Heroische verkörpert.

Weil es diesem, auf rein künstlerische Werte hinzielenden Schaffen nicht in erster Linie darum zu tun ist, für das Denken und Sehnen, die seelischen Stimmungen und Fragen der eigenen Zeit einen Ausdruck zu suchen, bleibt dem Roman, und das gilt bis zu einem gewissen Grade auch von den andern Dichtungen Freys, der breite Weg des Tageserfolges verschlossen und die starke Resonanz in die Weite versagt, was ja den Kunstwert keineswegs festlegt. Auf der andern Seite aber greift das, was der Literarhistoriker Frey geschrieben, über den engen Kreis fachwissenschaftlicher Leser weit hinaus. Die Ursache dieser seltenen Wirkung mag einmal darin gesucht werden, dass Frey auch da als Künstler aufbaut und formt, wo er als Forscher über literarische Tatbestände redet. Darum sind seine Bücher jedem Gebildeten zugänglich und würden, wenn ihr Inhalt überholt werden könnte, der dichterischen Form wegen immer noch fesseln.

Dazu gesellt sich aber noch ein Weiteres, das auch dem Stofflichen Dauer zu geben vermag. Seit den Erinnerungen an Gottfried Keller zeichnet Frey fast ausschließlich Persönlichkeiten, die er selber gekannt. Er porträtiert nach dem Leben und gibt Tatsachen aus erster Hand. Seine Darstellung erhebt sich dadurch zur historischen Quelle. Was aber auch hier die Hauptsache bleibt: Frey versteht das Wesentliche an den Menschen zu beobachten und charakte-

ristische Züge herauszugreifen, er gibt vor allem Fakten und verdeutlicht gern — ein echt künstlerisches Mittel — durch Gegenüberstellung. Nicht bloß einzelne Farben weiß er aufzutragen, sondern die Pinselstriche so hinzusetzen, dass ein Bild entsteht. Und zwar ein wohlgetroffenes; dafür bürgt sein ruhiger und offener Tatsachensinn und die sichere Linie seines Stiftes.

Dass der junge Literarhistoriker nicht gleich mit diesen Porträts nach dem Leben begann, lässt sich verstehen. Unter den Schweizerdichtern vergangener Zeit wählte er mit gutem Griff und feiner Erkenntnis des ihm zusagenden Arbeitsgebietes nicht einen Kritiker wie Bodmer, einen Philosophen wie Lavater oder einen Pädagogen wie Pestalozzi, sondern Menschen, in denen wirkliche poetische Kräfte zum Ausdruck kommen und die ihn, den Künstler, gerade als Künstler fesseln mochten.

Albrecht von Haller galt seine erste, von der Universität Bern preisgekrönte Arbeit vom Jahre 1879. Ein Stück daraus war ein Jahr früher als Dissertation erschienen. Die Studie, in Aufbau und Form weniger persönlich wie die übrigen Bücher, lässt in ihrem soliden Fundament den Zusammenhang mit der Schererschule erkennen, von dem Freys Methode und Betrachtungsart sich individuell weitergebildet hat und weiß besonders auf die starke Nachwirkung Hallers ganz neue Lichter zu werfen.

Aus ungedruckten Quellen baute er dann zu Ende der achtziger Jahre das Leben des Gaudenz von Salis-Seewis auf, das nur für eine kurze Spanne der Dichtung gewidmet ist und zum größeren Teile der Kultur- und Militärgeschichte angehört. Mit feinem Verständnis auch für die außerliterarische Tätigkeit — eine eigene Schrift behandelt Salis als Generalstabschef der helvetischen Armee — geht Frey den Schicksalen dieses Bündners nach und formt eine lesbare, durch Einflechten aufschlussreicher Brief- und Gedichtstellen lebensvolle Darstellung.

Die beiden großen Züricher Dichter des letzten Jahrhunderts konnte Frey in freundschaftlichem Verkehr nach ihrem künstlerischen und menschlichen Wesen hin eingehend studieren. Während er in den Erinnerungen an Gottfried Keller kurz nach des Dichters Tode dessen Umrisse mit knappen aber sicheren Strichen geistreich und ausdrucksvoll skizziert, ist ihm wenige Jahre später verstattet, das eigentliche Lebensbild C. F. Meyers auf Grund des gesamten

Materials zu entwerfen. Mit einer ungewöhnlichen biographischen Feinheit verfolgt er die Entwicklung des Menschen und Künstlers, die Beziehungen zu Welt und Freunden wie das Reifen der einzelnen Werke und rundet das Ganze in kunstvollem Aufbau, den historischen Rahmen nur leise andeutend, zu einer fesselnden und doch wahrheitsgetreuen Lebens- und Dichtergeschichte, in der die wohlgetroffenen Porträts verschiedenartigster Persönlichkeiten Aufstellung fanden.

Um dieses schöne Buch, das bereits in einer zweiten Auflage vorliegt, gruppieren sich dann eine Reihe ergänzender Arbeiten: eine zweibändige Sammlung der Briefe C. F. Meyers, einzelne Studien über dessen hinterlassene Fragmente und Aufzeichnungen über die Schwester Betsy. Auch zu Keller hat Frey in einer faksimilierten Ausgabe der Frühlyrik noch einmal das Wort ergriffen.

Warum es ihn nicht lockte, die begonnene Arbeit Bächtolds fortsetzend, eine Geschichte der deutschschweizerischen Literatur zu schreiben? Man mag darauf verschiedene Antworten geben. Vielleicht liegt Freys Literaturbetrachtung die Individualgeschichte näher als der Aufbau historischer Zusammenhänge, der vom Forscher das Durchwandern weiter Strecken künstlerisch unfruchtbaren Landes erheischt.

In dem schmalen aber gedankentiefen Bändchen *Schweizer Dichter,* dieser glänzend konzentrierten Zeichnung heimischer Literatur, konnte sich Frey, was schon der Titel andeutet, darauf beschränken, den Gang der Dichtung an einigen markanten Persönlichkeiten einzufangen, deren menschliche Gesichter und künstlerische Qualitäten meisterhaft erfasst und vollendet dargestellt sind.

Dass Frey auch das Wesen der Malerei von Grund aus kennt und versteht, hatten neben den Studien über Gessner und Keller tiefdringende Urteile und Gegenüberstellungen längst gezeigt, bevor seine, aus erster Hand und persönlicher Erinnerung geschöpften Lebensdarstellungen Böcklins und Kollers, ans Licht traten. Wenn man beobachtet, wie verständnisvoll Frey etwa den Problemen von Böcklins Malkunst nachspürt oder mit welch virtuoser Sicherheit er — um eine Seite herauszugreifen — den Zürcher Tiermaler dem verwandten und doch so verschiedenen Troyon entgegenhält, wird man unwillkürlich an jene interessanten Doppelbegabungen der Dichtermaler erinnert und möchte ihnen auch Frey beigesellen,

der sich zwar als Künstler ausschließlich des Wortes und nicht, wie er einst vorhatte, der Palette bedient, aber als Forscher Dichtung und Malerei mit gleicher Urteilsfähigkeit in den Kreis seiner Betrachtung einschließt. Wenn er beispielsweise in einer Vorlesung mit dem Ausdruck Stilbruch eine Übergangsperiode in Goethes Dichten bezeichnet, kann man ermessen, welch wertvolle Lichter durch ein solches Inbeziehungsetzen der beiden Künste aufgesteckt werden.

Mit welch feiner Einfühlung Frey die dichterische Fraktur eines Werkes zu analysieren vermag, erweist neben zahlreichen Rezensionen aufs schlagendste die Studie über die Kunstform des Lessingschen Laokoon, die man sehnlichst von ähnlichen Untersuchungen, die sich vielleicht zu einer eigentlichen Poetik verdichten könnten, gefolgt wünschte. Denn die spezifische Kunstform eines Werkes oder eines Dichters sehen zu lehren, ist das Geheimnis Freyscher Literaturbetrachtung. Nicht viele Kenntnisse, sondern eine sichere Erkenntnis der mannigfaltigen Kunstformen möchten seine Vorlesungen als Wichtigstes vermitteln und ganz ähnlich wollen die seit Jahren eingeführten kritischen Übungen an Gedichten, die nur ein reifes und selbständiges Urteil gewinnbringend zu leiten vermag, das Erkennen und Werten künstlerischer Vorzüge anregen und bilden.

Zu diesem Erfassen der Kunstform gesellen sich auf dem weiten Felde der Literaturwissenschaft begreiflicherweise noch andere Betrachtungsarten und Untersuchungsgebiete und je nach Zeitrichtung und individueller Begabung wird die oder jene Form des Sehens und Arbeitens im Vordergrund stehen. Aber gerade weil die Methode für Frey eine persönliche Kunst bedeutet, pflegt er vor allem die Resultate zu wägen und nicht von der Art, wie die Forschung zu ihnen gelangte, sein Urteil abhängig zu machen. Er hat auch nie Wert darauf gelegt, eine eigentliche Schule zu bilden. Und doch ist die Schar derjenigen groß und bunt, die seiner am sechzigsten Geburtstage dankbar gedenkt und von seinem weiteren Schaffen noch manche reife Frucht erhofft.

ZÜRICH FRANZ BEYEL

□□□

L'argent qu'on possède est l'instrument de la liberté, celui qu'on pourchasse est celui de la servitude. J. J. ROUSSEAU.

Seuls ceux qui ne font rien ne se trompent jamais. Mais l'erreur qui s'efforce vers la vérité vivante est plus féconde et plus sainte que la vérité morte.
Dans la maison. ROMAIN ROLLAND.